

Diasporadienst von Mensch zu Mensch

30 Jahre Sendschriften-Hilfswerk des Martin Luther-Bundes

Der Name „Sendschriften-Hilfswerk des Martin Luther-Bundes“ wird wahrscheinlich in den evangelischen Gemeinden und Pfarrhäusern in Brasilien bekannter sein als in Deutschland. Das schadet nichts. Die Arbeit des Sendschriften-Hilfswerkes ist von Anfang an mehr in der Stille geschehen und hat — verglichen mit anderen Diasporaarbeiten — wesentlich weniger Aufhebens von sich gemacht. Nur mit einer gewissen Scheu legen wir auch jetzt in einem Jahrbuch des Martin Luther-Bundes Rechenschaft von unserem Dienst ab; denn wir wissen sehr wohl, daß im Vergleich zur Größe der Aufgabe das Wenige, das von uns getan wird und getan werden kann, nur ein Tropfen auf den heißen Stein ist.

Um die Art unserer Arbeit zu verstehen, ist zunächst ein Blick in die Geschichte des Sendschriften-Hilfswerkes notwendig: 1931 hat der damalige Pfarrer Breithaupt in Pommern, veranlaßt durch vielerlei Notrufe aus Auslandsgemeinden, eine Organisation von Lesepatenschaften ins Leben gerufen. Familien in der deutschen Heimat sollten sich dafür verantwortlich wissen, deutsche Familien in Übersee und in anderen Ländern, vor allem auch in Siebenbürgen, mit gutem Lesestoff zu versorgen. Der Ruf fand ein gutes Echo; namentlich unter dem Nachfolger von Pfarrer Breithaupt, Herrn Lachmund, haben 21 000 solcher Lesepatenschaften bestanden. 1934, also vor nunmehr 30 Jahren, trat in die vorher nicht kirchlich besonders geprägte Arbeit insofern eine entscheidende Wende ein, als sich die ganze Arbeit dem Martin Luther-Bund einfügte und nun als bundeseigenes Werk, eben als Sendschriften-Hilfswerk, den Dienst weiterhin versah. Gleichzeitig wurde immer deutlicher, daß sowohl im Blick auf die Eigenart des Martin Luther-Bundes als auch mit Rücksicht auf die Empfänger eine straffere Leitung und Lenkung der Arbeit notwendig wurde. Man vergegenwärtige sich, was in jenen Jahren auch auf kirchlichem Gebiet gedruckt wurde, welchen Schaden darum manche Zeitung und manches Buch bei den Empfängern anrichten konnte. Hier mußte rechtzeitig eingegriffen werden. Etwas anderes kam hinzu: durch eine glückliche Fügung traten Menschen in die Arbeit des Sendschriften-Hilfswerkes ein, die für diesen Dienst in besonderer Weise berufen waren und sich in ungewöhnlichem Maße das Vertrauen der Brüder und Schwestern in der Diaspora erwarben. Diese gewöhnten sich immer mehr daran, sich an das Sendschriften-Hilfswerk direkt, und zwar eben an

den Geschäftsführer bzw. die Geschäftsführerin, zu wenden und ihre speziellen Wünsche hinsichtlich des Lesestoffes vorzutragen. In der Heimat wurde aus den Lesepaten der „Freundeskreis des Sendschriften-Hilfswerkes“, der in Form von Geldspenden an das Sendschriften-Hilfswerk nun seine Mitverantwortung wahrnahm, aber die rechte geistliche Versorgung mit Schrifttum dem Sendschriften-Hilfswerk übertrug in dem Vertrauen darauf, daß von dieser Stelle am besten geregelt werden konnte, wie den Wünschen und Nöten der Diaspora vornehmlich auf dem Gebiet der Versorgung mit theologischem Schrifttum begegnet werden konnte. Dieser Freundeskreis besteht heute noch, wenn er auch durch Alter und Tod sehr reduziert ist, so daß heute der Martin Luther-Bund die Arbeit des Sendschriften-Hilfswerkes in erster Linie tragen muß. An dem Schnittpunkt der neuen Entwicklung in der Arbeit des Sendschriften-Hilfswerkes steht wohl vor allem die damalige Geschäftsführerin, Frau Erna Rieger. Ihr war es in besonderer Weise gegeben, Durchgangsstelle für beide Teile, die Freunde des Werkes in der Heimat und die Brüder und Schwestern in der Diaspora, zu sein. Sie hat die Arbeit davor bewahrt, den ganz persönlichen Charakter der Verbindung von Mensch zu Mensch zu verlieren und hat ihr zugleich doch die eigentlich geistliche Ausrichtung gegeben. Gerade im rechten Augenblick trat sie in die Verantwortung ein. Der Kirchenkampf der NS-Zeit traf auch die Arbeit des Sendschriften-Hilfswerkes; diese galt als unerwünscht. Frau Rieger wurde mehrere Male von der Gestapo vernommen, stand unter Bewachung und konnte nur in eigener Verantwortung und letztlich auf sich gestellt, wenigstens Reste der Arbeit durch den Zusammenbruch hindurchretten. Nach 1945 konnte dann aber an das, was vor allem an rein menschlicher Verbundenheit geblieben war, wieder angeknüpft und von dort aus neu aufgebaut werden. Auch wo seit Jahren kein Buch mehr einen Empfänger in der Diaspora erreicht hatte, hielten die vielen Briefe von Frau Rieger die Verbindung aufrecht. Es ist heute noch bewegend zu sehen, wieviel dankbares Gedenken und auch wieviel echte Trauer in der weiten Welt der Tod von Frau Rieger im August 1957 ausgelöst hat. Ihre Nachfolgerin, Frau Thea Simon, starb leider nach sehr kurzer Zeit. Seit einigen Jahren versieht nun Frau Gisela Mertens das Amt der Geschäftsführerin. Durch die Ereignisse des 13. August 1961 sind der Leiter des Sendschriften-Hilfswerkes und auch die Geschäftsführerin daran gehindert, die Betreuung der Brüder und Schwestern in Übersee und im westlichen Ausland unmittelbar durchführen zu können. Diese Arbeit ruht vor allem auf den Schultern der Sekretärin, Frau Gensow, die darin beraten und unterstützt wird einmal von den Herren des Lutherischen Kirchenamtes,

besonders Herrn Vizepräsident D. Dr. Zimmermann. Zu dem Aufgaben-
gebiet der Geschäftsführerin gehört nunmehr in erster Linie die lutherische
Diaspora in den Ostblockländern. Auch hier liegen noch viele Auf-
gaben; denn die durch die Verhältnisse hervorgerufene Beschränkung hat
zugleich eine Intensivierung der Arbeit zu Folge gehabt. So haben die
Ereignisse des August 1961 die Arbeit des Sendschriften-Hilfswerkes sicher
belastet und sehr erschwert; es wäre nicht recht, wollte man dies verheim-
lichen. Aber man kann nicht etwa von einem Rückgang sprechen, in vieler
Hinsicht beobachten wir eher eine Ausweitung.

Wie bereits zu Anfang gesagt wurde, kann von einem großen Umfang der
Arbeit nicht gesprochen werden. Wohl umspannt unser Dienst einen gro-
ßen Teil der Länder, in denen evangelische Christen in der Diaspora leben,
aber in diesen Ländern ist der von uns betreute Kreis von Menschen relativ
klein. Aus mancherlei Gründen kann über Einzelheiten der Arbeit in den
Ostblockländern nicht viel gesagt werden. Schmerzlich ist vor allem, daß
Rumänien für uns fast verschlossen ist. Eine Zeitlang schien es so, als ob
sich dieses Land, in dem das Sendschriften-Hilfswerk vor dem Kriege in
einem recht starken Maße arbeiten konnte, wieder öffnen würde, es konnten
schon viele alte Beziehungen wieder aufgenommen werden. Aber dann trat
im Zusammenhang mit Vorgängen in der Kirche Siebenbürgens ein sehr
starker Rückschlag ein. Wir geben die Hoffnung nicht auf, daß wir auch in
diesem Lande einmal wieder umfangreicher arbeiten können. So gut wie
keine Verbindung besteht zu der UdSSR und Bulgarien. Wenige
Verbindungen haben wir nach Polen, dagegen mehr in die ČSSR und vor
allem nach Ungarn. Auch nach Jugoslawien bestehen Kontakte. Im
westlichen Europa haben wir fast in allen Ländern Menschen, die uns ver-
bunden sind. Vor allem aber ist von altersher Lateinamerika das Gebiet,
dem unsere Arbeit am meisten gilt. Daneben wäre noch zu nennen:
Australien, Kanada u. a.

In all diesen Ländern haben wir Menschen, die auf unseren
Dienst warten. Aber gerade weil uns an dem persönlichen Kontakt
von Mensch zu Mensch liegt, konnte der Kreis nicht allzu groß werden.
Unsere Freunde draußen wenden sich mit ihren Wünschen an uns, und wir
suchen diese zu erfüllen. Etwa zu Weihnachten senden wir ihnen zusätzlich
einige Bücher, die wir aussuchen, bedenken dabei dann auch meist die
Ehefrauen der Pfarrer, die es in vieler Hinsicht oft schwerer haben als ihre
Männer, und darum besonderer Stärkung und Aufmunterung bedürfen.
Sonst aber richten wir uns ausschließlich nach den eingehenden Wunsch-
listen, die jeweils von der Struktur der Gemeinde oder auch dem theolo-
gischen Interessengebiet der Brüder in der Diaspora bestimmt sind. Nur

behutsam kann man sie dahin führen, daß sie vor allem Schrifttum lutherischer Prägung für ihren Dienst gebrauchen. Nichts wäre hier falscher als jede Art von Gängelei. In allem sind es mündige Gesprächspartner, die zu einem eigenen Urteil kommen wollen und kommen müssen, denen man alle Möglichkeiten zu selbständigem Studium geben muß. Nach unseren Erfahrungen können unendlich viele Pfarrer sowohl im Osten als auch in Übersee es in dem, was theologisches Engagement und wirklich theologische Erkenntnis betrifft, gut und gern mit den Pfarrern in Deutschland aufnehmen. Sie lesen die empfangenen Bücher und arbeiten sie intensiv durch. Gerade in dieser Hinsicht bestehen nach unseren Beobachtungen oft falsche Vorstellungen in der Heimat. Das ist auch mit einer unserer Gründe, warum wir starke Bedenken gegen sogenannte Streusendungen tragen. Aus manchen Briefen wissen wir, daß unsere Brüder solche Sendungen, wenn sie die einzige Form der Betreuung darstellen, fast als eine Art Zumutung empfinden. Dem Sendschriften-Hilfswerk liegt jedenfalls alles an dem ganz persönlichen Charakter der Arbeit, es sieht darin das Spezifikum seines Dienstes, ohne die Möglichkeit einer anderen Form der Betreuung grundsätzlich zu bestreiten. Sicher stellt uns dies oft vor recht große Schwierigkeiten. Der Pfarrer in der Diaspora ist weithin auch zugleich Kirchbaumeister und die Pfarrfrau Modeberaterin in der Gemeinde. So erreichen uns auch einmal in dieser Hinsicht Wünsche. Sollen wir sie etwa mit Hinweis auf bestimmte Bibelstellen abtun? Immer wieder haben wir feststellen können, wie dankbar die Pfarrer und auch die Frauen draußen sind, daß eine Stelle vorhanden ist, die nicht nur amtlich mit ihnen verkehrt, sondern wo Menschen sich mühen, brüderlich und eben auch schwesterlich mit ihnen umzugehen. Unsere Brüder und Schwestern draußen brauchen Menschen, die ihr Sorgen, Bangen und Freuen mittragen und im Gebet vor Gott bringen.

Jeder, der in der Diasporaarbeit aktiv steht, erhält die großen Fragen, um die dort gerungen wird, in kleiner Münze und muß auch in kleiner Münze zahlen; das ist etwas sehr Heilsames. Da verlieren große Worte schnell ihren Glanz. In unseren Tagen tritt allerdings der Gedanke an die Diaspora verhältnismäßig stark zurück. Die Worte „Ökumene“ und „Mission“ stehen im Vordergrund. Die Beschlüsse von Neu-Delhi und ihnen folgend die Beschlüsse der Betheler Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland über Integration von Kirche und Mission haben das Augenmerk der Pastoren und Gemeinden, soweit diese überhaupt über ihre Kirchturmspitze hinausschauen, auf diese beiden Worte und Wirklichkeiten gerichtet. Hinzu kommt, daß die Vorgänge auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil auch das Gespräch zwischen den Konfessionen wieder in Gang gebracht haben, zu-

gleich aber auch bei manchen eine gewisse Unsicherheit hervorriefen, inwieweit unter diesen Umständen noch von einer Diaspora im eigentlichen Sinne gesprochen werden könne. Man hört heute oft das Wort von der „missionarischen Situation“ unserer Kirchen und Gemeinden, von dem „missionarischen Auftrag“, den wir auch im eigenen Lande haben. Wirkliche Missionsleute sind gar nicht glücklich über derartige Formulierungen, sie können gar zu leicht auch eine Ablenkung von dem eigentlichen Auftrag zur Mission werden, können uns doch wieder in die Introvertiertheit zurücktragen, aus der unsere Kirchen eben herauskommen sollten. In dieser Lage ist es nun doppelt notwendig, auch das Wort „Diaspora“ in die Debatte zu werfen; aber nicht nur so, daß man mit viel Stimm- aufwand von der „Diasporasituation“ des Christen und der Kirche in der Welt spricht. Wir wissen wohl, darin liegt eine echte Wahrheit; gerade im Blick auf die Kirche im Osten wird uns das immer deutlicher. Aber auch hier stehen wir in der Gefahr, dies Wort zum Schlagwort zu machen, womit niemanden geholfen ist. Die Diasporaarbeit kann immer nur ein Hinausgehen zum Bruder in die Situation seines Lebens sein. Erst wo es zu einem echten Miteinander kommt, erschließen sich Wesen, Aufgaben und Segen dieser Arbeit. Zugleich wird die Mannigfaltigkeit dessen, was Diaspora heißt, deutlich. In der Heimat herrscht nach unserer Erfahrung weithin ein viel zu simplifiziertes Bild von der Diaspora. Sie ist wesentlich komplexer, als es manchem erscheinen will. Hier helfen großartige Programme und Planungen recht wenig, weil sie meist nicht die ganze Wirklichkeit der Diaspora umfassen. Das Sendschriften-Hilfswerk hat diese Mannigfaltigkeit und die sich daraus ergebenden Nöte sehr deutlich etwa bei der Herausgabe der „Hausandachten“ erfahren. Zu den großen Festen im Kirchenjahr werden von uns seit Jahren vollständig ausgearbeitete Andachten in weit über tausend Exemplaren versandt, ursprünglich gedacht für Familien, die wegen der Entfernungen vom Kirchenort oder aus anderen Gründen nicht am Gottesdienst der Gemeinden teilnehmen können; so sollten sie durch diesen Hausgottesdienst in den Segen des Tages eingenommen sein. Es hat sich jetzt gezeigt, wie schwer es ist, gleichzeitig für Menschen in den Ostblockstaaten und solche in Übersee das Wort zu finden, das beiden die gute Botschaft Gottes in rechter Weise sagt. Im Osten können nur die Pfarrer unsere Andachten als Anregung zu eigenem Dienst verwenden; ihre Gemeinden verstehen weithin die deutsche Sprache nicht mehr. Die Pfarrer aber stehen in täglicher Auseinandersetzung nicht so sehr mit der sie umgebenden katholischen Mehrheit, sondern stärker noch mit dem Marxismus und seinem Anspruch, alleingültig, weil allein wahr zu sein. In Übersee können wenigstens die älteren Gemeindeglieder noch die

deutsche Sprache sprechen und verstehen; hier können unsere Andachten noch ihren ursprünglich vorgesehenen Dienst tun. Aber die Situation der Menschen ist hier ganz anders. Die Wellen der geistigen und geistlichen Auseinandersetzung sind weithin in diese oft so stillen, abgelegenen Winkel noch kaum hineingeschlagen. Die Gemeinden leben von ihren alten „Tröstern“, von den Predigten etwa Louis Harms, und ihre Pfarrer möchten sie in dieser Geborgenheit noch möglichst lange erhalten. Was hilft ihnen nun eine Predigt, die dem im Glauben schwer angefochtenen Menschen zur Gewißheit und Freude inmitten seiner atheistischen Umwelt helfen möchte? Solche Predigten können unter Umständen in Übersee-Gemeinden eher Verwirrung und Unsicherheit auslösen, Das ist nur ein Beispiel, an dem die Mannigfaltigkeit des Gesichtes der Diaspora deutlich wird. Wenn heute die Diasporaarbeit zurückzutreten scheint, so kann sich das nur zum Schaden für alle Teile auswirken. Diaspora ist das Anschauungsbild dafür, was Leben im Glauben unter den verschiedenen Daseinsbedingungen heißt. Die Mission kann von der Diaspora lernen, um davor bewahrt zu bleiben, alles über einen Kamm scheren zu wollen.

Diaspora wiederum kann von der Mission lernen, daß es nicht darum gehen kann, Bestehendes zu konservieren, sondern daß dem Christen aufgetragen ist, in seiner Umwelt Zeuge seines Herrn, Glied am Leibe Christi, Bote des Evangeliums zu sein.

Diasporaarbeit ist Arbeit von sündigen Menschen für sündige Menschen. Wer länger in dieser Arbeit steht, erkennt sehr bald, daß es falsch wäre, sich ein idealisiertes Bild von der Diaspora zu machen. Sicher finden wir draußen oft noch viel echteres Engagement des Menschen für seinen Glauben und für seine Kirche. Wir erleben viel ursprünglicheres Leben in der Kirche. Aber daneben klagen unsere Pfarrer draußen genauso über Gleichgültigkeit und, etwa in den Ostblockstaaten, über Mangel an Mut und Freudigkeit wie bei uns. Es ist auch dort nicht so, als ob alle ein Herz und eine Seele wären. All das, was unser Leben in unseren Kirchen beschweren kann — also Spannungen zwischen Pfarrern und Gemeinden, Spannungen innerhalb der Pfarrerschaft, Spannungen zwischen Pfarrerschaft und Kirchenleitung — all dies kommt auch in der Diaspora vor und wirkt sich hier, wo wir ja immer nur Minderheiten inmitten glaubensfremder oder glaubensverschiedener Umwelt vor uns haben, recht ungünstig aus. Hinzu kommen hier und da noch eigene Nöte; z. B. beobachteten wir in manchen Gemeinden in Übersee Differenzen zwischen der „landeskirchlichen“ und der Missionsgemeinde. Auch die politischen Gegensätze und Entwicklungen finden ihren Niederschlag in vielen Dingen der Gemeindefarbeit, nicht nur, daß etwa die

wirtschaftliche Entwicklung in Lateinamerika, die schleichende Inflation dort, zu einer großen wirtschaftlichen Not auch vieler unserer Pfarrhäuser und Gemeinden geführt hat. In der gleichen Richtung ist auch vieles von dem zu sehen, was wir an inneren Auseinandersetzungen in den östlichen Kirchen über die Frage „Kirche und Welt“ beobachten. Daneben aber gibt es Sorgen, die mehr örtlich bedingt sind; z. B. spielen in Übersee nicht nur die Sekten eine große Rolle, so daß wir immer wieder um Literatur zur Sektenfrage gebeten werden, sondern viel Not bereitet auch der mitgebrachte Aberglaube, der sich noch immer in den Gemeinden erhalten hat — Aberglaube vor allem ost- und niederdeutscher Prägung.

Wie gesagt, das alles klingt sehr stark nach „kleiner Münze“. Aber das Sendschriften-Hilfswerk müht sich gerade um den Menschen in seinem Alltag, und da begegnen ihm die großen Fragen des Lebens und Glaubens nur „in kleiner Münze“. Es soll darum auch hier gar nicht versucht werden, zu den großen Fragen, vor denen Lateinamerika im ganzen und darum auch unsere Brüder und Schwestern im besonderen stehen, etwas zu sagen. Das gleiche gilt von der Diaspora im Osten, die bei den derzeitigen Verhältnissen vor ganz eigenen Fragen steht. Nur ein Problem sei noch kurz angerissen, das der Sprachenfrage:

Das Sendschriften-Hilfswerk war ursprünglich ein Werk, das sich an evangelisch-lutherische Glaubensbrüder deutscher Zunge im Ausland wandte. So sicher die Frage des gemeinsamen Glaubens immer mitbedacht wurde, das gemeinsame Volkstum war die zweite Komponente, die mit berücksichtigt werden konnte und mußte. In diesem Punkte sind einschneidende Veränderungen eingetreten, die gemeinsame Sprache ist nicht mehr das Verbindende. Das gilt eindeutig im Blick auf die lutherische Diaspora in den Ostblockländern. Dort können fast nur noch die Pfarrer Deutsch lesen, es ist die Sprache ihres Studiums. In ihren Ländern erscheint theologisches Schrifttum nur in einem sehr unzureichendem Maße; wenn sie also im Gespräch mit der heutigen Theologie bleiben wollen, müssen sie sich schon an deutsche Veröffentlichungen halten. Sollen sie aber deutsch schreiben, wird es schwierig. Ihre Frauen können in vielen Fällen kein Deutsch, die Gemeinde im Durchschnitt ebenfalls nicht. Dieser Diaspora gegenüber gilt es zu beweisen, daß für uns der gemeinsame Glaube das Verbindende und zugleich den Motor unserer Arbeit darstellt. Anders sieht es in Übersee aus. Dort wird namentlich von der älteren und der mittleren Generation noch deutsch gesprochen, die junge Generation versteht es wenigstens noch. Aber diese derzeitige Zweisprachigkeit dürfte doch wohl nur eine Übergangsperiode sein. Die Zeit ist abzusehen, in der

die Landessprache die Sprache auch der Brüder und Schwestern dort wird. Nicht etwa, daß unsere Arbeit darüber sehr schnell ein Ende fände. An das Sendschriften-Hilfswerk wenden sich in steigendem Maße die Absolventen der dortigen kirchlichen Ausbildungsstätten, wie der Theologischen Schule in Sao Leopoldo u. a.; sie erbitten von uns deutsches theologisches Schrifttum, denn das Deutsche wird als Sprache des Studiums auch weiterhin in Gebrauch bleiben. Ob wir aber noch sehr lange deutsches Gemeindeschrifttum wie Kalender usw. absenden können, ist eine andere Frage. Schon jetzt wissen wir um Bemühungen namentlich jüngerer Pastoren, kirchliche Abreißkalender in der Landessprache herauszugeben. Diese Entwicklung wird weitergehen und sollte von uns auch gefördert, auf keinen Fall aber behindert werden. Hier gilt grundsätzlich das gleiche wie gegenüber der Diaspora im Osten, daß der gemeinsame Glaube eine genügend starke Basis ist. Wer jedoch mehr mit diesen Fragen vertraut ist, weiß, daß der Übersetzungsakt noch etwas anderes ist als nur das Transponieren von einer Sprache in die andere. Die Sprache ist nicht ein Instrument in der Hand des Menschen, mit dem er nach Belieben verfahren könnte. Sie ist immer schon geprägte Sprache. Wir erleben in etwa schon die Anfänge davon heute in Deutschland, wo die Menschen in beiden Teilen wohl lautmäÙig noch gleich sprechen, aber die Sprache des Menschen in der DDR wird von seiner Umgebung, von seinem Gesellschaftssystem geprägt, er übernimmt von daher Begriffe und Gleichnisse, die der Mensch in der Bundesrepublik so nicht begreift. Dieser andererseits hat aus seiner Verflechtung in die westliche Welt auch in seine Sprache Begriffe, Vorstellungen und Ausdrücke übernommen, die die anderen nun ihrerseits nicht begreifen. In sehr viel weitergehendem Maße gilt das von den Landessprachen in der Diaspora. Im Osten erleben wir, daß dort die marxistische Vorstellungs- und Gedankenwelt immer mehr auch die Sprache zu prägen beginnt. In Übersee sind sowohl die spanische als auch die portugiesische Sprache sehr stark vom Katholizismus geformt. Wer darum es dort unternimmt, die Botschaft des Evangeliums in der Landessprache zu verkünden, sollte schon wissen, daß er vor ähnlichen Aufgaben steht, wie seinerzeit die Verfasser des Neuen Testaments, die — ob sie nun hebräisch oder griechisch schrieben — jedesmal eine Sprache vorfanden, die von ganz bestimmtem Geist geprägt war und darum umgeschmolzen werden mußte, um rechtes Gefäß für die Botschaft des Evangeliums zu werden. Die Diasporaarbeit in der Heimat wird dieser Entwicklung gegenüber sehr zurückhaltend bleiben und darauf verzichten müssen, bestimmenden Einfluß zu behalten oder zu gewinnen. Jedenfalls aber stellt für sie die Spra-

chenfrage eines der schwierigsten Probleme nicht nur für die Gegenwart, sondern mehr noch für die Zukunft dar.

Wenn wir nun abschließend die Erfahrungen des Sendschriften-Hilfswerkes aus seiner über dreißigjährigen Arbeit zusammenfassen wollen, so kann das etwa in folgenden Sätzen geschehen:

1. Diasporaarbeit will helfen zum Zeugendienst des Glaubens und der Liebe.
2. Diasporaarbeit ist Hilfe von Kirche zu Kirche.
3. Diasporaarbeit ist Hilfe von Mensch zu Mensch.
4. Der Bruder in der Diaspora ist mündiger Gesprächspartner.
5. Diasporaarbeit sieht ihren Weg zwischen schwärmerischer Idealisierung der Diaspora und billigem „Mitleid mit dem armen Bruder.“
6. Diasporaarbeit ist immer Geben und Nehmen zugleich.

Es gehet so zu: wo Gottes Wort wenig gepredigt wird,
dort ist großer Hunger und Ernst danach.
Wo es im Überfluß da ist,
da ist man sein überdrüssig und verachtet es.

MARTIN LUTHER